

Ben bemerkte erst jetzt, dass sich auch drei Matrosen der *Parisienne* hierher verirrt hatten. Es waren ältere Männer mit wettergegerbtem Gesicht und hagerer Gestalt. Seit Ben sie kannte, hielten diese drei sich immer ein wenig abseits. Zechten kaum einmal, pöbelten nicht, arbeiteten meist schweigend. Hin und wieder hatte einer von ihnen ein Buch hervorgeholt und den anderen daraus vorgelesen. Worum es sich handelte, hatte Ben nicht herausgefunden. Er hatte aber auch nie gefragt. Es war deutlich gewesen, dass sie unter sich bleiben wollten, und das war von allen stillschweigend geduldet worden. Nicht einmal der vorlaute Olivier hatte es gewagt, an den drei Sonderlingen sein Mütchen zu kühlen. Jetzt nickten sie Ben kurz zu, und der Älteste, der einen Bart trug und mit einem langen schwarzen Rock bekleidet war, hob die Hand zum Gruß.

Benjamin wandte sich wieder der Alten zu. »Die Suppe ist sehr gut«, sagte er und schob die Schale weg, als sie leer war.

Die Wirtin lachte heiser. »Willste noch was?«

Er schüttelte den Kopf. »Sei bedankt, es ist erst mal genug. Aber ... weißt du einen Platz, wo ich etwas unterstellen könnte?«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Dein Gepäck? Seesack und so?«

»Nein ... Rebstöcke.«

»Ach, schau an! Biste vielleicht Winzer? Schließlich kommst du aus dem Rheingau! Willst du dich hier niederlassen?« Die Augen der Alten bekamen plötzlich Glanz, und sie beugte sich neugierig vor. Ben stellte fest, dass ihre Augen bernsteinfarben waren. Ein Kranz von unzähligen Fältchen umgab sie, und als sie jetzt lächelte, erhielt ihr altes Gesicht neuen Reiz.

Ben nickte zustimmend. Er wollte nicht zu viel preisgeben. Man konnte nie wissen, wem man gegenüber saß. Das hatte er in den letzten Jahren hin und wieder schmerzlich erfahren müssen. Von seiner Gutgläubigkeit, mit der er einst die großen Reisen über den Ozean angetreten hatte, war nichts mehr übrig geblieben, er war misstrauisch geworden. In der Zeit auf dem Schiff war er erst richtig erwachsen geworden. Er hatte viel ertragen müssen, aber er hatte auch viel gelernt. Nicht nur etwas über die Arbeit an Bord eines Segelschiffs, sondern auch darüber, dass das, womit einer sein Brot verdiente, nicht unbedingt etwas darüber aussagte, was für ein Mensch er war. So war der dickbäuchige Koch der *Parisienne* zum Beispiel ein geschickter Jongleur, der die Besatzung in freien Stunden mit seinen Kunststücken unterhalten hatte. Pasquale, ein Portugiese mit scharfen Augen, der häufig im Ausguck saß, konnte hervorragend Gitarre spielen, dessen spanischer Freund Miguel sang dazu mit warmem Bariton. Andere wiederum schienen auf den ersten Blick freundliche Gesellen zu sein, aber in Wahrheit waren sie Schlitzohren und Taugenichtse, denen man nicht trauen konnte.

Durch Olivier und die übrige Besatzung hatte Ben Französisch gelernt, auch ein paar Brocken Spanisch. Und Henry Gardener, der Zweite Offizier, hatte Ben schließlich mit Hilfe einiger Bücher ganz passables Englisch beigebracht. »Die Zeit, da die Holländer am Kap das Sagen haben, wird bald zu Ende gehen«, hatte Gardener gesagt. »Wir Engländer sind die neue Weltmacht. Da kann es nicht schaden, wenn man unsere Sprache beherrscht.« Vaterlandsstolz hatte aus diesen Worten geklungen, was nicht wirklich angebracht war, denn die Männer auf dem Segler waren ein bunt zusammengewürfelter Haufen, der zu einem guten Teil aus rauen Gesellen bestand, die ihr Schicksal dem weiten Meer anvertraut hatten.

Benjamin Ruhland hatte dem Zweiten Offizier zunächst nicht recht glauben mögen, dass die Engländer eine Vormachtstellung einnahmen, denn es gab viele Nationen, die den dunklen Kontinent und andere Teile der Welt für sich beanspruchten. Aber mit der Zeit änderte er seine Meinung. Und er

prägte sich so viel ein, wie er konnte, und lernte eifrig. Wer wusste schließlich, was die Zukunft für ihn bereithielt?

Als er vor Jahren seine Heimat verlassen hatte, war er entschlossen gewesen, sich der Ungewissheit und den Gefahren der Fremde zu stellen. Auch heute dachte er nur ungern daran zurück, welche Ereignisse zu diesem Entschluss geführt hatten.

Ben war der jüngste Sohn der Ruhlands, einer alteingesessenen Winzerfamilie im Rheingau. Der Besitz wurde einer alten Tradition folgend stets dem ältesten Sohn vererbt. So würde also Benjamins Bruder Peter einst die Weinberge bestellen. Der Zweitälteste, Markus, würde in die Familie des Nachbarguts einheiraten und nicht Winzer, sondern Bauer werden. Er wirkte zufrieden mit seinem Los, und Ben verstand ihn, denn die rothaarige Marie, Markus' Braut, war ein hübsches Mädchen, drall und gesund. Sie konnte arbeiten, aber sie konnte auch lustig sein. Oft hörte Ben sie lachen, wenn die beiden Verliebten sich abends im alten Weinberg, der gleich ans Haus angrenzte, trafen oder auf der Bank neben der Scheune ein Stelldichein hatten.

Ben hatte keine großen Aussichten, er hatte nur die Kraft seiner Hände und eine Liebe, die ihm das Herz weit machte. Wenn man ihn fragte, dann war Katrin Wegener das hübscheste Mädchel weit und breit, und Ben machte sich berechtigte Hoffnungen, dass sie ihm eines Tages das Jawort geben würde. Dass er ihr nichts würde bieten können, bekümmerte ihn oft, denn daheim schien kein Platz für ihn zu sein, es sei denn, er ordnete sich Peter unter, und mit dem hatte er oft Streit, denn sein Bruder neigte dazu, ihm seine Stellung im Haus nur allzu deutlich vor Augen zu führen.

Nun, damit hätte er sich vielleicht noch abfinden können. Er hätte vielleicht als Kellermeister gearbeitet oder als Vorarbeiter im Weinberg. Doch dann sah er eines Abends auf dem Heimweg aus dem Weinberg, es war im Mai 1791, zufällig, wie Peter Katrin unter der alten Kastanie im Hof küsste. Leidenschaftlich, voller Verlangen. Und Katrin, die doch angeblich ihm, Ben, gut war, ließ es sich gefallen. Sie schmiegte sich an Peter, vergrub die Hände in seinem dunklen Haar, bog den Kopf zurück und ließ es geschehen, dass Peter die zarte Stelle zwischen ihren Brüsten küsste. Gleich darauf zog er sie in den Stall, in dem die vier Ackergäule standen. Und was dort geschehen war ... Ben hatte diese Bilder aus seinem Gedächtnis verbannen wollen, jede Erinnerung an das, was er gesehen hatte, als er sich anschlich und durch die Stalltür spähte: Peter und Katrin wälzten sich im Stroh, Katrin, das blonde Haar wild zerzaust, hatte die Röcke hochgeschoben und zog mit fliegenden Fingern Peter das Leinenwams aus, löste den Gurt, mit dem die Hose zusammengehalten wurde. Dabei lachte sie leise und kehlig. Gleich darauf lagen die beiden übereinander. Peter keuchte vor Lust, Katrin schrie ... und er, Ben, er stand da wie erstarrt.

Das musste eine Sinnestäuschung sein! Katrin liebte doch ihn, Ben! Sie hatte es ihm doch schon so oft geschworen, in so vielen kalten Winternächten, wenn er sich in ihre Kammer geschlichen und sich zu ihr unter ihr warmes Federbett gelegt hatte ...

Lüge. Alles Lüge und Berechnung. Sie wollte Herrin auf dem Weingut werden, das war es! Da vergaß sie einfach, was sie ihm, Ben, erst im Frühjahr bei einem zärtlichen Zwiesgespräch unter dem blühenden Fliederbusch am hinteren Gartenzaun versprochen hatte. Damals hatte er sie zum ersten Mal geliebt. Wie genau er sich erinnerte – auch jetzt noch, vier Jahre später, hätte er jede Linie ihres Gesichts nachzeichnen können. Und der Duft ihrer Haut an jenem Tag ... er glaubte, ihn immer noch zu riechen. Es war der Duft ihrer Haut und der Duft nach Heu und nach frischer Milch, denn sie war gerade aus dem Kuhstall gekommen. Aber es war auch der Duft nach Flieder ... Verdammte, wenn er daran dachte, dann tat es immer noch weh!

Ben wollte die Gedanken verscheuchen, doch sie ließen ihn nicht los. Hundertmal hatte er die Szene in seinen Träumen vor sich gesehen. Katrin und Peter, die sich im Stroh wälzten und sich ihrer Lust hingaben – das war keine Liebe, sondern hemmungslose Leidenschaft, das wusste Ben genau. Und als sein Bruder lachte, selbstsicher, triumphierend, da kam es ihm so vor, als wüsste er, dass Ben draußen stand, mit wehem Herzen und mit einer ungezügelten Wut im Leib. Doch falls er es wusste, so kümmerte es Peter sicher nicht. Er war immer schon skrupellos gewesen, hatte seinen Willen durchgesetzt und sich nicht darum geschert, was die anderen dachten oder fühlten. Nun hatte er sich einmal mehr genommen, was ihm gefiel.

Bens Augen brannten. Er spürte kaum, dass ihm die Tränen übers Gesicht liefen, als er sich umdrehte und zum Haus hinüberraunte.

Dort packte er mit fliegenden Fingern seine spärliche Habe zusammen, nur beobachtet von Miez, der alten grauen Katze, die er einst großgezogen hatte, nachdem ihre Mutter von einem Fuchs gerissen worden war.

»Es muss sein, Miez«, sagte er verzweifelt und strich der Katze über das struppige Fell. »Hier kann ich nicht bleiben.«

Miez schnurrte nur. Sie verstand nicht, was er fühlte – dass für ihn gerade eine Welt zusammengebrochen war. Vor Tagesanbruch würde er sich aufmachen, um ein neues Leben zu finden.

In jener Nacht hatte er kein Auge zugetan, er wälzte sich im Bett hin und her und grübelte darüber nach, wohin er sich wenden könnte und wie sein weiteres Leben verlaufen würde, wenn er die Heimat verließ, als ihm plötzlich ein Gedanke kam. Schließlich stand er auf und schlich auf nackten Sohlen hinunter ins Erdgeschoss. Behutsam, um niemanden zu wecken, öffnete er die Tür zur guten Stube. In diesen Raum kam die Familie nur an Feiertagen. Es gab einen ledernen Sessel, einen gedrechselten Tisch, auf dem eine Decke lag, die die Mutter selbst genäht und bestickt hatte, eine Eichenkommode mit Messingknäufen und ein Sofa mit einem bunten Flickenteppich davor.

Vorsichtig zog Ben die oberen beiden Schubladen der alten Kommode auf. Wo war nur die kleine Holzkiste mit den Briefen und den beiden Urkunden des Großvaters? Sein Herzschlag ging rasch, denn er hatte Sorge, dass jemand ihn entdecken und von seinem Vorhaben abhalten könnte.

Wenig später schon hatte er die Kiste gefunden. Ganz unten in der Kommode lag sie. Fast vergessen. Niemand sprach mehr vom Großvater, der vor etlichen Jahren als todkranker Mann aus dem fernen Afrika zurückgekehrt war, um in der Heimat zu sterben. Er hatte in einer kleinen Kammer über dem Hühnerstall gelebt, die Mutter hatte ihm das Essen gebracht und sich um ihn gekümmert, so gut sie es eben vermochte. Auch Ben hatte sich oft zu dem alten Mann hinübergeschlichen und mit glühenden Wangen zugehört, wenn der Großvater von Afrika erzählt hatte. Von den wilden Tieren, die in der Savanne lebten, von der Landschaft, die unendlich weit sein musste, von fremdartigen Gewächsen und Bäumen, vom tobenden Meer und vom Wind, der für Rebstöcke gefährlich werden konnte.

Vieles hatte Ben vergessen, aber da waren ja noch die Briefe, die der Großvater aus dem fernen Land geschrieben hatte. Und so war es beschlossene Sache: Er würde aus dem Rheingau weggehen und auf dem fremden, unbekanntem Kontinent neu anfangen. Vielleicht gelang ihm, Ben, sogar das, was dem Großvater verwehrt geblieben war, und er konnte sich etwas aufbauen, konnte ein wohlhabender Mann werden. Mit dem Landbesitz, den die Urkunden seines Vorfahren verhießen, ließ sich das vielleicht bewerkstelligen. Und da er stets der Einzige gewesen war, der dem alten Mann aufmerksam gelauscht und ihm Glauben geschenkt hatte, hatte er nicht das Gefühl, etwas Unrechtes zu tun, als er die Papiere nun an sich nahm.

Wenige Stunden später, nur die Mutter war schon auf, verließ Ben sein Elternhaus, in dem er nie wieder glücklich werden konnte. Das wusste er ganz genau nach der Enttäuschung, die Katrin und Peter ihm bereitet hatten.

Die Mutter, die er ein letztes Mal umarmte, wollte ihn nicht gehen lassen, aber er küsste sie innig, strich ihr über das dunkle Haar, in das sich schon viele graue Fäden mischten, murmelte ein »Behüt dich Gott« – und ging hinaus in die Dunkelheit. Im Osten dämmerte mit fahlem Rot der neue Tag herauf.

Als die Mutter ihm nachlief, das alte Wolltuch fest um sich geschlungen, und fragte, warum er sich denn davonschleiche wie ein Dieb, sagte er nur mit brüchiger Stimme: »Frag den Peter.«

»Aber der Vater ... er wird es nicht verstehen.« Josefa Ruhland, vor der Zeit gealtert, mit müden Augen und mit viel zu früh welk gewordener Haut, rang die Hände. »Was soll ich ihm denn sagen?«

»Ich lass ihn grüßen.« Ben schloss die Hand um sein Bündel so fest, dass die Fingerknöchel weiß hervortraten. »Du weißt doch, dass ich nie wirklich gezählt hab für ihn. Er hat immer nur den Peter gesehen, den Gutserben, den Namensträger.« Er konnte nicht verhindern, dass Bitterkeit in seiner Stimme mitschwang. Sein Vater war ein grobknochiger, strenger Mann, der nur eine Freude zu kennen schien: seine Weinberge und den Ertrag daraus. Seine Söhne waren nichts weiter als Gehilfen auf dem Gut. So zumindest hatte Ben es immer empfunden. Allein Peter als Erbe der Ruhlands besaß die Achtung des Vaters. Er sollte die Arbeit vergangener Generationen fortführen.

»Sag nicht so etwas, Junge! Der Vater ist dir gut«, rief Josefa verzweifelt. »Ben! So bleib doch, Bub!«

In diesem Moment tat ihm seine Mutter noch mehr leid als sonst. Ihr Leben war nicht leicht gewesen, denn sein Vater war ein Mensch, der nur selten lachte und der auch ihr, seiner Frau, keine Freude gönnte. Josefa hatte nur ein junges Ding von zwölf Jahren als Hilfe im Haus. Hanni, die Tochter eines Tagelöhners, war ein spindeldürres Mädchen, das ihr kaum wirklich zur Hand gehen konnte.

Aber was konnte er ändern an ihrer Lage? Nichts. Sein Abschied würde die Mutter immerhin von einem weiteren Esser befreien.

Ein letzter Blick, ein inniger Händedruck. Ben beugte sich noch einmal zu ihr hinab und küsste sie auf die Wange. Sie schlug das Kreuzzeichen über ihn, dann ging er ohne ein weiteres Wort davon.

Nachdem er sich einige Zeit als Pferdeknecht, dann sogar als Landarbeiter in Venetien und Umbrien verdingt hatte, kam er auf seiner Wanderung schließlich nach Frankreich und heuerte in Marseille zum ersten Mal als Matrose an. Auf dem Meer fühlte er sich frei und ungebunden, also blieb er dabei, zumal er auf der *Parisienne* in Jérôme Bertrand einen ordentlichen, rechtschaffenen Kapitän gefunden hatte, der seine Leute gut behandelte und der sie ehrlich bezahlte. Die Heuer war zwar alles andere als ein fürstlicher Lohn, ein paar Silbertaler gerade mal, aber Ben sparte eisern. Er hatte ein Ziel, und für dieses Ziel lohnte sich jede Entbehrung!

Als sich das zweite Jahr auf See dem Ende entgegenneigte, kaufte er in Frankreich und in Italien, im Piemont, einige Rebstöcke und brachte diese in Genua an Bord, wo die *Parisienne* für sechs Tage ankerte, da einige Segel ausgebessert werden mussten.

Diese musste er nun schnell zu seinem Land schaffen – oder vorübergehend an einem Ort lagern, an dem nicht die Gefahr bestand, dass sie gestohlen oder von irgendeinem Hohlkopf als Unkraut vernichtet wurden.

Die Wirtin wischte sich die Hände an der fleckigen Schürze ab und sah ihn forschend an. »Du hast also vor, hier Wein anzubauen, Jungchen, ja?«

Er nickte nur.

»Da bist du nicht der Erste. Mein Großvater hat's auch versucht, aber er hatte kein Glück.« Sie zuckte mit den Schultern. »Na, hat auch mehr gesoffen als gearbeitet. Genau wie mein Alter.« Sie sah Ben streng, aber nicht unfreundlich an. »Ich hab einen Schuppen im Hof. Mit 'nem eisernen Schloss an der Tür. Kannst deine Reben dort unterstellen und die Nacht da verbringen, wenn du willst.«

Über Bens Gesicht glitt ein erleichtertes Lächeln. »Ich danke Euch, wie soll ich das nur ...«

»Schon gut.« Sie winkte ab, bevor Ben zu einer überschwenglichen Dankesrede ansetzen konnte. »Du gefällst mir. Scheinst ein ehrlicher Kerl zu sein. Und falls es dir wirklich gelingt, gescheiterten Wein anzubauen, dann denk später mal an mich. Einen wirklich guten Tropfen hab ich schon ewig nicht mehr in der Kehle gehabt.« Schwerfällig stand sie auf. »Satt geworden?«

»Ja, danke. Das war gut«, sagte er, obwohl er noch Hunger verspürte, aber er konnte es sich nicht leisten, noch mehr Geld im Wirtshaus zu lassen.

Die Wirtin lachte, denn sie sah ihm seinen Zwiespalt offenbar an. »Bist wohl nicht gerade verwöhnt worden an Bord.« Sie schlurfte davon, kam wenig später mit einem Stück Braten zurück. »Hier, das ist Kaninchen. Musste nicht bezahlen«, fügte sie hinzu, als sie sah, dass der junge Mann zögerte.

Das Fleisch war zart und gut gebeizt. Ben aß erneut mit großem Appetit, denn so etwas Gutes hatte er lange nicht mehr bekommen.

»Danke nochmals.« Er legte drei Münzen auf den Tisch. »Ich schau mich mal um in der Gegend und komme später wieder vorbei.«

...

Als Ben aus dem Wirtshaus in den hellen Sommertag trat, musste er kurz die Augen zusammenkneifen. Die Sonne blendete, das Stimmengewirr im Hafen kam ihm auf einmal viel zu laut vor. Vor ihm, im Rinnstein, liefen zwei Ratten. Das war eine Plage, derer man in Hafenstädten kaum Herr wurde. Die Tiere machten sich über die Abfälle her und vermehrten sich rasend schnell.

Gleich gegenüber der kleinen Schenke *Zum Rheinfels* war ein größeres Wirtshaus. Hier ging es lärmend zu. Eine raue Männerstimme brüllte etwas, das Ben nicht verstehen konnte, dann begann eine Frau zu singen. Dem grölenden Gelächter und den Pfiffen nach zu urteilen, die daraufhin einsetzten, hatte das Lied einen anzüglichen Text.

Ben ging weiter, er wollte so rasch wie möglich fort aus dem Hafenviertel, in dessen Straßen und Gassen sich der Unrat türmte und wo es wahrscheinlich mehr Ungeziefer gab als Menschen. Draußen auf dem Meer war die Luft frisch gewesen, hatte nach Salz geschmeckt. Vor allem hatte es besser gerochen als hier, wo sich neben alten Fischernetzen, in denen sich Seetang und toter Beifang verfangen hatten, auch die Abfälle aus den Gaststuben sammelten.

So waren sie alle, die Hafenstädte, die Ben in den zwei Jahren kennengelernt hatte, in denen er als Matrose auf der *Parisienn*e gefahren war: laut und schmutzig, aber voller Leben.

Kapstadt erstreckte sich in einiger Entfernung, eingebettet in die Ausläufer des Berges. Der Tafelberg war von leichten Dunstschleiern umgeben, und die Ausmaße der Stadt an seinem Fuß schienen gigantisch zu sein, viel größer, als er es sich vorgestellt hatte. Unterhalb des Berges zogen sich weithin sichtbar Weinhänge entlang. Selbst aus der Entfernung konnte Ben die säuberlich gezogenen Reihen der Reben erkennen.

Er wollte gerade die Karte hervorziehen, die sein Großvater dem letzten seiner Briefe beigelegt hatte, um seinen Standort zu bestimmen, als ganz in seiner Nähe wüstes Geschrei anhub. Zunächst sah er nur